JACOB- UND WILHELM-GRIMM-PREIS

des Deutschen Akademischen Austauschdienstes

DANKESREDE

Ermenegildo Bidese

2024



ERMENEGILDO BIDESE

DANKESREDE ANLÄSSLICH DER VERLEIHUNG DES JACOB- UND WILHELM-GRIMM-PREISES DES DAAD AM 28. SEPTEMBER 2024

Verehrter Herr Präsident des DAAD, Prof. Dr. Mukherjee!
Sehr geehrte Frau Reiffenstuel, Beauftragte für Außenwissenschafts-, Bildungs- und Forschungspolitik im Auswärtigen Amt!
Verehrte Gäste!

Er stieß die Tür auf und betrat den schmalen Vorraum, der zu einem langen und engen Flur wurde. Rechts führte eine Holztreppe an der Wand hinauf zu einem größeren Zimmer mit dem belebenden Feuerherd. Mehrere saßen an den Tischen und tranken. Die meisten, fast alle Männer, stärkten sich im Wirtshaus vor dem Anstieg auf die Hochebene. Er vernahm die ersten deutschen Wörter, manchmal gemischt mit welschen manchmal in vollständigen deutschen Sätzen, die er jedoch nur teilweise begriff. Er war auf das altertümliche Deutsch der Sieben Gemeinden gestoßen. Dafür war er von München nach Norditalien gekommen. Für ein Moment fiel ihm ein, als er zum ersten Mal von der Existenz dieser Sprache überhaupt erfahren hatte, damals 26-jährig und noch Privatlehrer in der Schweiz. In dem *Magazin für die neue Historie und Geographie*, einer der bekanntesten Gelehrtenzeitschiften der Zeit, hatte er die Übersetzung ins Deutsche des zimbrischen Wörterbuches vom Priester Marco Pezzo aus Giazza und einige Probetexte entdeckt. Von da an hatte ihn das Zimbrische nicht mehr losgelassen. Und obwohl er damals noch kein Professor der Universität München und noch kein Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften war, hatte er in dieser Sprache etwas Faszinierendes entdeckt. Nicht jedoch das Altertümliche, das andere darin suchten, die Überbleibsel des Gotischen oder gar das sagenumwobene Langobardische, nein, was ihn am Zimbrischen interessierte war die Frage, wie sich eine Sprache, die durch Migration woanders verpflanzt wird, durch den Kontakt zu anderen Sprachen neu entwickelt und zu neuem Leben erblüht oder in einigen Fällen dahinwelkt und verschwindet. Am Anfang des 19. Jahrhunderts hatte man nämlich angefangen zu verstehen, dass die europäischen Sprachen, die man nach Amerika und woanders gebracht hatte, dabei waren, sich zu neuen Sprachen zu entwickeln, die nicht einfach – wie man später denken würde, ab der Mitte des 19. Jahrhunderts, als das Kolonialdenken und der Nationalismus Europa zu infizieren begannen – eine Abart der ursprünglichen Sprachen in Europa darstellen, sondern vielmehr deren „Verzweigungen, Übergänge und Abstiche“. So hatte er in jungem Überschwang damals geschrieben: „Mit Freude müsste der Spanier, Britte, Portugise auf die ungeheuren Strecken ferner Welttheile hinblicken, wo seine Sprache in neuer unzerstörbarer Jugend blüht. Erhebend müsste es für den Deutschen sein, seine Sprachverwandten von Siebenbürgen bis nach Island, von Bern bis Petersburg zu überschauen“. „Herr Professor

Schmeller!“ – es löste ihn von der Erinnerung der Ruf des Begleiters – „um Mitternacht brechen wir auf!“ Der Saumweg, der sich vom Wirtshaus entfernte, schlängelte sich zunächst durch eine Felsentrümmerlandschaft, überquerte die Tora, den Bergbach, der auf der linken Seite des Tals Tirol von Italien scheidet, und wand sich dann zwei Stunden hinauf nach Rotzo empor. Er war steil und beschwerlich. Alle schwiegen unter der Last der schweren Rücksäcke und der vollgefüllten Tragkörbe. Der Anstieg machte allen zu schaffen, auch den gehgewöhnten Bergläuten. Aus dem Tagebuch: „Als wir die Hochebene erreichten, der Vollmond uns in seinem ganzen Glanze entgegenschien, und Capo Antonio, [der Gemeindevorsteher, der uns im Wirtshaus abgeholt hatte und den ganzen Weg mit einer Petroleumlampe vorging] ausrief: *der Mano leüchtet aso hüpesch!* war mir als hörte ich Klänge des neunten Jahrhunderts, als sei ich hinaufgestiegen in das Land und in die Zeit der Minnesänger, ja in die von Notker von St. Gallen und Otfried von Weißenburg“. „Endlich war ich da!“ Johannes Andreas Schmeller war 1785 in der Oberpfalz geboren. Obwohl er aus einfachen Verhältnissen stammte – der Vater war Korbflechter – interessierte er sich so sehr für die Pädagogik, dass er 19-jährig in die Schweiz zum prominenten Pädagogen Heirich Pestalozzi zog, und fünf Jahre später in Basel eine eigene private Schule gründete. In den Schweizer Jahren erblühte in ihm das Interesse für die Sprachwissenschaft. 1811 hatte er nach der Entdeckung des Zimbrischen in dem erwähnten *Magazin* einen ersten Bericht über diese Sprache veröffentlicht, noch voller Zitate; der endete aber mit einem Wunsch „Wer von Ort und Stelle aus eine Nachricht über den heutigen Zustand dieser Völkchen geben könnte!“ Damals konnte er noch nicht erahnen, dass er es selbst sein würde. Nach seiner Rückkehr nach Bayern 1813 fing Schmeller an, sich intensiv und immer professioneller mit Sprache zu beschäftigen, nicht jedoch mit den altdeutschen Sprachdenkmälern wie die allermeisten Forscher seiner Zeit, sondern als erster, mit der gesprochenen Form, der Mundart. Diese waren dieselben Jahre, in denen Jacob Grimm, wie Schmeller 1785 geboren, an der *Deutschen Grammatik* arbeitete. Grimms Werk war jedoch keine Sprachbeschreibung nach traditionellem Grammatikverständnis, sondern vielmehr eine historisch-vergleichende Darstellung der germanischen Sprachen, inbegriffen des Gotischen und des modernen Englischen. Er fügte auch den Vergleich, auf der einen Seite, mit dem Lateinischen und dem Griechischen, auf der anderen, mit dem Althochdeutschen hinzu. Eine solche Überschau ermöglichte ihm die Phänomene der Sprache in der Breite der Synchronie und aus der Tiefe der Diachronie zu beleuchten. Grimms Werk ist aber vor allen wichtig, weil es Sprache und Grammatik als etwas konzipiert, das dem historischen Prozess unterworfen ist. Damit geht auch der Gedanke einher, dass es keine perfekte Sprachform und keine modellhafte Sprachnorm gibt, sondern dass auch Sprache und Grammatik dem Wandel der Naturgeschichte gehorchen. Frühere, eher normativistische Auffassungen verstanden Sprache als ein geschlossenes, nicht dem historischen Zugriff zugängliches System und Grammatik als den Zusammenhang der präskriptiv aufzufassenden Regeln dieses Systems, die man lehren und in den schriftlichen Texten anwenden musste. Grimms Einführung der historischen Dimension der Sprache brachte mit sich die revolutionäre Vorstellung, dass nicht der Sprachlehrer in der Schule der Träger der korrekten Sprache ist, sondern der Sprecher selbst, und zwar als Teil der Naturgeschichte der Sprache. Jede und jeder Sprechende nimmt also, qua Sprecher und Sprecherin, sozusagen organisch, an dieser Geschichte teil. Wenn ich Schmellers Tagebuch lese, kann ich trotz aller wissenschaftlichen Nüchternheit sehr wohl seine Faszination für das

Zimbrische nachvollziehen und mitempfinden: wenn ich mich mit meinen zimbrischen Gesprächspersonen unterhalte, kann ich mich nicht des manchmal irritierenden Eindrucks erwehren, zum einen Klänge des Althochdeutschen, zum anderen eine Sprache zu hören, die sehr früh einen anderen Weg eingeschlagen hat als das Deutsche; irgendwie verwandt, aber zugleich auch fremd. Beide aus der gleichen Quelle, aber während das Deutsche in Deutschland geblieben ist, ist das Zimbrische sehr früh nach Italien ausgewandert und hat sich dort am Südabhang der Alpen, in Trentino und in Veneto, eine Heimat gebaut. *Gestarn a groaza diarn hattmar kött, ke si hatt=ar gekhoaft an naün rokh*. (Gestern hat mir ein erwachsenes Mädchen gesagt, dass sie sich eine neue Jacke gekauft hat. Altertümliche Merkmale: - *groaza* mit volltöniger Flexionsvokal anstatt „große"; - *diarn*: ab der Mitte des 15. Jhd. im allgemeinen Deutschen pejorativ; - *kött* = aus *quedam*. Ab der Mitte des 11. Jhd. im Deutschen nicht mehr bezeugt; - *rokh* = veraltet für Obergewand; - *ar* = sich (Dativ): Beibehaltung einer eigenständigen Dativform des Reflexivpronomens, wie im Althochdeutschen. Neuartige Entwicklungen: - *[Gestarn] [a groaza diarn] hatt*: keine Inversion des Subjekts mit dem Verb wie es im Deutschen zu erwarten ist (Gestern hat ein erwachsenes Mädchen ...); - *ke* ‚dass': aus dem Romanischen übernommene nebensatzeinleitende Konjunktion; - *gekhoaft an naün rokh*: VO-Reihenfolge in der Verbalphrase anstatt „... eine neue Jacke gekauft"; Und obwohl sie mittlerweile selbstverständlich geworden ist, finde ich auch die Idee von Grimm, dass der Sprecher die Quelle der Sprache ist, genauso faszinierend und auf die Wirklichkeit des Zimbrischen anwendbar, jeder Normativierung zum Trotz. Der Saumpfad, der zu den Zimbern führt, ist längst keiner mehr, aber eine Autobahn ist er auch nicht geworden. Immer noch sind die Zimbern mit der Landesverwaltung von Trentino in Clinch, weil sie eine vernünftige Straße zu ihrem Dorf, nach Lusern, wollen, eine, bei der man nicht bei jedem entgegenkommenden Auto zurückmanövrieren muss. Wie oft bin ich diese Straße rauf und runter gefahren, bei jeder Witterung, bei jeder Stunde Tag und Nacht. Auf Trentinisch heißt sie *Menador*, der „Schlängelweg", auf Zimbrisch *Laas*, also „Geröll", weil der Berg, auf dem sie gebaut ist, sehr bröselig ist, und es oft Geröllabgänge gibt, und auf Deutsch *Kaiserjägerweg*, weil während des ersten Weltkriegs die österreichischen Kaiserjäger sie ausgebreitet und zu einer Militärstraße umfunktioniert haben. Wie oft hat meine Frau gesagt: fall nicht runter! Als ich in der zweiten Hälfte der 1990er Jahre nach Frankfurt am Main für das Doktorstudium mit einem Projekt über das Zimbrische kam, hatte Noam Chomsky die Wende zum Minimalismus, die er 1993 in einer Rede am MIT angekündigt hatte, auch tatsächlich vollzogen. Ständig kamen aus Amerika über das Medium der Email, das sich an der Uni sehr schnell etabliert hatte, neue *Papers* von ihm, noch nicht einmal veröffentlicht, in denen er die neue Theorie anwendete. Chomsky gehört den wenigen echt freien Geistern in der Wissenschaft an, die sich von allen befreien können, zunächst von sich selbst und dem, was sie in den Jahren zuvor wissenschaftlich zusammengetragen haben; jene, wie beispielsweise auch Immanuel Kant, die je älter sie werden, desto mehr Lust bekommen, im wahrsten Sinne des Wortes alles von ihrem Arbeitstisch runterzuschieben, um von vorne zu beginnen. In Europa und vor allem in Deutschland stand man jedoch dieser erneuten Wende von Chomsky ziemlich skeptisch gegenüber, und obwohl das Deutsche Seminar an der Uni Frankfurt ein Zentrum des Generativismus war, waren viele, vor allem der Lehrstuhlinhaber für linguistische Germanistik, Prof. Günther Grewendorf, verblüfft. Die neue Theorie schien auf das Englische zugeschnitten

zu sein, passte sie aber auch zur Beschreibung des Deutschen? Müsste man jetzt wirklich all die schönen Annahmen und Theorien, die man in den 1980er Jahren entwickelt hatte und die auch so gut funktionierten, über Bord werfen? Die Frankfurter Jahre waren für meinen späteren Beruf in vielerlei Hinsicht prägend, am eindrücklichsten war die Tatsache, dass es für mich absolut selbstverständlich geworden ist, mit den Kolleginnen und Kollegen in Deutschland eng zusammenzuarbeiten, was in der italienischen Germanistik nicht so üblich ist. Ich meine: selbstverständlich stehen italienische Germanisten in regem Austausch mit deutschen Institutionen und mit deutschen Kollegen, aber bei mir war es dank der 11 Jahre in Deutschland von Anfang an da und irgendwie normal. Heute noch habe ich mehr Kontakte und Projekte mit Kollegen an deutschen Unis als in meinem Heimatland. Die zweite Station meines wissenschaftlichen und beruflichen Werdegangs führte nach Verona. Die neue Professorin für Deutsche Linguistik, Alessandra Tomaselli, interessierte das Zimbrische; sie suchte jemanden, der zum einen Zugang zu den zimbrischen Gemeinschaften und sich zum anderen mit der Sprache auskannte. Aus Frankfurt war ich zwar mit einem Doktortitel zurückgekehrt, hatte viele linguistische Oberseminare und Doktorandenkolloquien besucht, viele Kontakte geknüpft, aber mein Projekt über das Zimbrische war immer noch ein weißes Blatt. Gute Fügung wollte, dass wir uns über den Weg liefen. Tomaselli bot mir die Möglichkeit, zunächst einen kleinen wissenschaftlichen Auftrag zu erledigen, dann bei ihr ein eigenes Forschungsprojekt zu entwickeln, das dann in ein weiteres Doktorat, diesmal über die Syntax des Zimbrischen, mündete. Anders als die Kollegen in Frankfurt ließ sie sich nicht so sehr unter Druck setzen, den „neuen Chomsky“ auf Biegen und Brechen anzuwenden. Sie war (und ist) sogar der Meinung, dass Chomsky nie richtig verstanden hatte, wie deutsche Syntax funktioniert. Die Rhetorik des Neuanfangs, des minimalistischen Programms als Programm und nicht als Theorie, ließ sie ziemlich kalt. Das Neue war zum Teil Altes im neuen Gewand, zwar aus einer neuen Ausrichtung, aber nicht wirklich substantiell neu. Man müsse nicht die bekannten Analysen des Deutschen wegwerfen, sondern sie in die neue Begrifflichkeit übersetzen. Im Zimbrischen sah sie ein Labor, einen Testfall für die systematische Erforschung des Sprachwandels. Der jahrhundertelange Sprachkontakt mit dem Romanischen hatte die deutsche Syntax des Zimbrischen so sehr unter Druck gesetzt, dass man am Zimbrischen wie bei einem Stresstest erkennen kann, welche Bereiche am resistentesten sind. Wie man am obigen Satz sehr gut sehen kann, zeigt das Zimbrische die Verletzung der Verb-Zweit-Regel: *gestarn di diarn hatt gekhoaft an rokh* / gestern hat das Mädchen eine Jacke gekauft. Vor dem finiten Verb können mehrere Konstituenten realisiert werden, darunter obligatorisch das Subjekt (wie im Englischen). Im Zimbrischen ist es sogar falsch, das Subjekt zu invertieren, also zu sagen: **gestarn hatt di diarn gekhoaft an rokh*. Man könnte darin ein romanisches Muster erkennen, das das Zimbrische von den umgebenden Sprachen durch strukturelle Entlehnung importiert hat (*ieri la ragazza ha comprato una nuova giacca*). Wenn man jedoch, den Blick erweitert, und zum Beispiel auch die Pronomina zu den Nominalphrasen hinzunimmt, sieht man, dass das Subjektpronomen sehr wohl mit dem Verb invertiert, also: *gestarn hatt=se gekhoaft an rokh* / gestarn hat sie eine Jacke gekauft. Was sagt uns das? Das Zimbrische hat die strukturelle Anhebung des finiten Verbs in die linke Peripherie des Satzes, wie alle germanischen Sprachen auch, trotz jahrhundertlangen Kontakts mit dem Romanischen beibehalten, - es ist also syntaktisch gesehen nicht zu einem romanischen Dialekt geworden -, gleichzeitig hat es aber die linke Satzperipherie aufgeweicht,

so dass darin mehr als eine Konstituente realisiert werden kann, darunter eben das nominale Subjekt, wie in dem obigen Satz. Dafür haben wir den Begriff ‚strukturelles V2' geprägt, das ein anderes V2 als das ‚lineare V2' des Deutschen, das ‚residuale V2' des Englischen oder das ‚parallele V2' des Jiddischen beschreibt. Fast gleichzeitig mit der Besetzung der Stelle für Deutsche Linguistik an der Universität Trient nahm ich auch meine Arbeit als Präsident des wissenschaftlichen Beirats des zimbrischen Kulturinstituts in Lusern auf. Das Institut ist kein Verein, sondern eine Verwaltungsbehörde der Landesregierung des Trentino, die die Aufgabe hat, die sprach- und gesellschaftspolitischen Interessen der Landesverwaltung – darunter eben die Förderung der Minderheit – vor Ort zu implementieren. Unser Auftrag bestand darin, die Weitergabe der zimbrischen Sprache an die nächste Generation abzusichern und die gerade eingeführte offizielle Orthografie des Zimbrischen bekanntzumachen und deren Anwendung zu fördern. Es waren herausfordernde Jahre, die Wissen und Kompetenz, aber auch Kreativität und Einfallsreichtum erforderten. Es ging ja letzten Endes darum, die älteste, aber – was die Anzahl der Sprecher angeht – auch kleinste Form des Deutschen vor dem Verschwinden zu retten. Ein literarischer Preis in zimbrischer Sprache, verschiedene zimbrische Übersetzungen von Werken der Weltliteratur, darunter z.B. *der kleine Prinz* oder *Pinocchio*, das neue Wörterbuch *Zimbarbort*, ein Sommerkindergarten in zimbrischer Sprache und ein Sprachförderprogramm in der Schule, Sprachwerkstätten zum Erlernen der Schreibform sind einige der Projekte, die das Institut (oft mit der Hilfe anderer Institutionen) in die Wege geleitet hat. Das Zimbrische ist dadurch natürlich nicht weniger bedroht. Ein Bereich, in dem wir Potential sehen, ist die Förderung der Präsenz des Zimbrischen in der Schule. Leider gibt es in Lusern selbst, wo das Zimbrische von fast allen 300 Einwohnern als Muttersprache gesprochen wird – weitere 300 sind in den Gemeinden der Umgebung verteilt, stammen aber alle aus Lusern, – keine Schule mehr. Die Kinder gehen ins benachbarte Dorf zur Schule, das aber mehrere Kilometer davon entfernt ist. Es gibt bereits ein Zimbrischangebot von einigen Stunden, das man jetzt mit der Schulleitung ausbauen möchte. Eine Uni-Kollegin, Prof. Mariapia D'Angelo, hat in dieser Schule im letzten Schuljahr ein Pilotprojekt mit neuartigen Lernmaterialien durchgeführt, die sie selber auf der Basis von „inter-comprendiamo" entworfen hat, einer didaktischen Methode, in der eine Minderheitensprache zusammen mit typologisch verwandten Standardsprachen parallel gelernt wird. Die ersten Tests waren vielversprechend. Wir hoffen auf Kooperationen und Projekte – vielleicht gerade mit dem DAAD und anderen Einrichtungen – sowohl in Hinsicht auf die Didaktik als auch in Hinsicht auf die linguistische Dokumentation und wissenschaftliche Erschließung des Zimbrischen. Schmeller erhoffte sich vom Zimbrischen ein besseres Verständnis des Deutschen. Eben, wie bei einem fernen Verwandten, der eine andere Familiengeschichte kennt als die, die man immer gehört hat. Es ist eine Geschichte von Mehrsprachigkeit, Sprachkontakt, von Sprachverlust, -minorisierung und -ausgrenzung, aber auch von kreativer Entwicklung: auf der ganzen Welt heißt die Pizza *Pizza*, aber im Zimbrischen heißt sie *Korschentz*, das ist der Name eines örtlichen Teigfladens, einer Art Focaccia, der dann auch durch semantische Ausdehnung auf die Pizza übertragen wurde. Es ist auch eine Geschichte, die äußerst aktuell ist. Gerade gestern habe ich die Ausschreibung einer Unistelle für Didaktik des Deutschen in mehrsprachiger Umgebung gelesen. Das ist immer die Geschichte des Zimbrischen gewesen. Zum Schluss möchte ich einige Danksagungen aussprechen. Zunächst Ihnen hier für Ihre Geduld heute Abend und dass Sie mich in das Programm Ihrer

Tagung aufgenommen haben. Dann und in besonderer Weise dem Deutschen Akademischen Austauschdienst für die große Ehre des Jakob-und-Wilhelm-Grimm-Preises, die mir zuerkannt wird. Ich danke Herrn Prof. Dr. Joybrato Mukherjee für seine Anwesenheit und die ehrenden Worte, Frau Anke Reiffenstuel vom Auswärtigen Amt, Herrn Prof. Dr. Dietmar Rösler sowie dem Team des DAADs mit dem ich in den letzten Monaten im regen Austausch stand, insbesondere Frau Simone Heine, Frau Ulrike Bialy, Frau Sarah Sassi, Frau Nina Salden und Frau Anna Maria Petrow und allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, mit denen ich noch Kontakt hatte. Einen besonderen Dank möchte ich vor allem denen aussprechen, die mich gesehen haben als ich niemand war, insbesondere Alessandra Tomaselli in Verona, Helmut Weiß in Frankfurt, meine langjährige Kollegin Manuela Moroni. Ich danke auch Elvira Glaser für die Laudatio, Ulrike Freywald und Horst Simon für ihre Anwesenheit und vielen anderen Kolleginnen und Kollegen in Deutschland und anderswo. Und ich danke dir, Birte. Meine Frau.

Impressum

Herausgeber
Deutscher Akademischer Austauschdienst (DAAD)
Kennedyallee 50, D - 53175 Bonn
www.daad.de

Ansprechpartnerin
Elke Hanusch
Leiterin des Referats Germanistik, deutsche Sprache und Lektorenprogramm (S14)
hanusch@daad.de

Als digitale Publikation im Internet veröffentlicht
Oktober 2024
© DAAD – Alle Rechte vorbehalten